

Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung
Herausgeber: Rosa
Band: - (2011)
Heft: 42

Artikel: Eine Psychoanalyse des Gesellschaftlichen : Interview
Autor: Santos Pinto, Jovita dos / Portmann, Graziano / Burgermeister, Nicole
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-631438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Psychoanalyse des Gesellschaftlichen

mit Jovita dos Santos Pinto, Graziano Portmann,

Nicole Burgermeister und Sandra Da Rin

Obwohl Zürich für die Ethnopsychanalyse einmal ein wichtiger Ort war, scheint sie an der Uni immer mehr in Vergessenheit zu geraten. Jovita und Graziano wollten wissen, was junge Forschende heute noch an der Ethnopsychanalyse interessiert.

Nicole: Wie seid ihr auf die Idee gekommen, ein Gespräch über Ethnopsychanalyse zu initiieren?

Graziano: Viele an der Uni kennen die Psychoanalyse (PSA) nicht, und die Ethnopsychanalyse (EPSA) schon gar nicht. Inzwischen wird an der Uni in Zürich auch kaum mehr etwas dazu angeboten. Das Letzte, was ich gefunden habe, war ein Tagungsband von 2001.¹ Deshalb dachten wir, es lohnt sich.

Jovita: Weshalb interessiert euch die EPSA? Nicole, in deinem Artikel (siehe Seiten 20-23) wird deutlich, dass vor allem das Methodische einfließt. Wie ist das bei dir, Sandra?

Sandra: Das Zusammenspiel von Subjekt und Ge-



Parins Küche: Treffpunkt für EthnopsychanalytikerInnen

sellschaft hat mich seit Studienbeginn fasziniert, deshalb auch mein Interesse an verschiedenen Theorien, die versuchen, das zusammenzunehmen. Dieses Zusammenspiel fließt in die Erkenntnistheorie und die Wissenschafts- und Gesellschaftskritik der EPSA ein. In meinen qualitativen Forschungsarbeiten konnte ich dem Zusammenspiel besser gerecht werden als mit standardisierten Fragebogen und Statistiken. Über die PSA und EPSA kam dann das Verständnis dazu, dass ich als Forscherin auch Teil der Gesellschaft und des Forschungsprozesses bin und dass ganz Persönliches darin einfließt.

Allerdings ist mir der gesellschaftstheoretische Rahmen bei der EPSA etwas zu undifferenziert. Ich denke, dass sich die EPSA und der konflikttheoretische Ansatz von Pierre Bourdieu gut ergänzen würden. Bourdieus Kapitalformen und seine Feldtheorie könnten in der EPSA gewisse gesellschaftstheoretische Leerstellen füllen. Andersherum könnte die EPSA das Habituskonzept von Bourdieu von seinem Determinismusverdacht befreien und aufzeigen, wie psychische Strukturen gesellschaftlich geprägt werden, aber eben auch welche Widerstandspotenziale Subjekte und vielleicht auch soziale Gruppen haben.

N: Mich interessiert die Ethnopsychanalyse, weil sie, wie die feministische Forschung auch, ein Versuch ist, etwas sichtbar zu machen, was sonst oft wegfällt: nicht den vorherrschenden Normalitätsvorstellungen entsprechende Lebensentwürfe und Begehrensformen etwa.

J: Als ich Nadigs Aufsätze zu ihren Forschungen zu den Bäuerinnen in Mexiko las², erinnerte es mich an das Konzept der Intersektionalität. In der Interpretation ihrer Tagebuchnotizen richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf die Verschränkung verschiedener Diskriminierungsformen. Zum Beispiel beschreibt sie Martina, deren Mann in einer Fabrik in der USA arbeitet. Dadurch erhielt sie eine ökonomische und soziale Privilegiertheit gegenüber vielen andern Frauen im Dorf. Gleichzeitig erschwerte dies z.B. ihre Beziehung zu ihren Jugendfreundinnen, die diesen Status nicht haben. Nadig zeichnet hier gut nach, an welche Normen sich Martina anpasst, wo sie diese in Frage stellt und gegen sie Widerstand leistet und auch, dass diese Unterscheidung nicht immer leicht zu ziehen ist. Die Komplexität ihrer Subjektposition wird hier spürbar. Dabei geht Nadig nicht von Kategorien wie Klasse, Geschlecht, oder Rasse aus, sondern von ihren Beziehungen zu den anderen

Zürcher Ethnopsychanalyse

Die Ethnopsychanalyse stellt den Versuch einer Verknüpfung von Psychoanalyse und Ethnologie, von unbewussten Prozessen und kulturellen Praktiken, dar. Als BegründerInnen der «Zürcher Schule» haben Goldy Parin-Matthèy, Paul Parin und Fritz Morgenthaler die Ethnopsychanalyse anhand von psychoanalytischen Feldforschungen über die Dogon und Agni in Westafrika in den 50er und 60er Jahren entwickelt. Dabei wurden einerseits das psychoanalytische Setting sowie Theorien und Techniken der Psychoanalyse in den kulturwissenschaftlichen Forschungsprozess integriert, andererseits wurden die dabei gewonnenen Erkenntnisse an der Uni sowie am Psychoanalytischen Seminar Zürich (PSZ) engagiert diskutiert und flossen auch wieder auf die Zürcher Couchs zurück.

Als Vertreterin der zweiten Generation schliesst Maya Nadig an ihre VorgängerInnen sowie Georges Devereux an und verbindet ethnopsychanalytische Methoden mit postkolonialen Ansätzen und feministischen Fragestellungen. Sie forschte u.a. zu Frauenkulturen in Mexiko und dem Zürcher Oberland. Währenddessen hat Mario Erdheim v.a. an deren psychoanalytischen, kulturtheoretischen Werkzeugen gefeilt und diese verfeinert. Besonders in den 80er Jahren, als Erdheim und Nadig am Ethnologischen Seminar der Uni Zürich lehrten, stiess die EPSA bei verschiedenen jüngeren AnalytikerInnen und EthnologInnen auf grosses Interesse und wurde durch eigene Forschung und Arbeit mit MigrantInnen weitergeführt (u.a. etwa von Claudia Roth, Heidi Schär Sall, Danielle Bazzi, Gregor Busslinger, Vera Saller, Regula Weiss, Mirna Würzler, Edith Brenner, Maria Gubelmann, David Signer)

Frauen und Männern im Dorf – ohne die Bedeutung der Kategorien zu übergehen. Diese Komplexität geht an anderen Stellen allerdings wieder verloren, wenn es sich zum Beispiel im Titel ihres Buches um «Die Verborgene Kultur der Frau» dreht.

N: Sie geht aber noch weiter. Viel stärker als sonst wird ja auch Maya Nadig selber als Forscherin sichtbar. Der Buchtitel verweist, sage ich jetzt mal, eigentlich ja auch auf die sonst «verborgene Kultur der Forscherin». Auf die Standortgebundenheit der Forschung, darauf, wie sie als Forscherin selber involviert ist. Als Frau, als Forscherin, die selber aus einem spezifischen sozialen Kontext kommt, mit Wünschen und Interessen. Auch Ängsten, die sie als «fremde Frau» in dieser Gesellschaft hat, von der sie ja auch akzeptiert werden möchte. Deutlich werden zudem Ungleichheiten und Machtstrukturen, wie sie sich auch in der Forschungsbeziehung reproduzieren.

J: Doch zwischenzeitlich, wenn es darum geht, Wissen über die Otomi-Frauen zu generieren, fällt diese Situationsgebundenheit bei Nadig wieder weg. Da geht es, vereinfacht gesagt, um unterdrückte mexikanische Bäuerinnen. Und da denke ich, bräuchte es einen poststrukturalistischen Ansatz und eine postkoloniale Kritik, um diese Verortung konsequent einzufordern.

G: Mir ist aufgefallen, dass die für die EPSA wichtige Differenz zwischen Fremdem und Eigenem zwar oft verflüssigt, dann aber doch immer wieder ziemlich strikt vorausgesetzt wird, was in die Rich-

tung eines fundamentalistischen Kulturbegriffs führen könnte, gegen den die EPSA eigentlich antritt. David Signer hat aus poststrukturalistischer Sicht scharfe Kritik an der EPSA geübt, indem er behauptete, diese würde fragwürdige Unterscheidungen, z.B. zwischen Original und verzerrtem Abbild, oder v.a. Realität und Ideologie, die es zu dekonstruieren gelte, reproduzieren.³

J: Zwischendurch bin ich bei der EPSA versucht, eine Trennung zwischen Theorie und Methode vorzunehmen, von der ich finde, dass man sie eigentlich nicht machen kann. Es stellt sich die Frage, ob man einfach den theoretischen Kontext wechseln und die Methode übernehmen kann. Eine Auseinandersetzung, wie sie zusammengehören, oder auch nicht, wäre hier nötig.

N: Solche Essentialismen, wie wir sie eben angesprochen haben, und wie sie teilweise auch in der EPSA reproduziert werden, führen ziemlich weit weg von dem, was ich unter PSA verstehe. Die Stärke der PSA liegt meines Erachtens gerade in ihrer Bewegung, ihrer Offenheit, zunächst einfach einmal zu schauen, was zwischen meinem Gegenüber und mir passiert, ohne es gleich einzuordnen und zu kategorisieren. Diese Frage beschäftigt mich beim Forschen immer wieder: Wie können gesellschaftliche und psychische Wirklichkeiten wahrgenommen und auf Papier gebracht werden, ohne Dichotomien zu reproduzieren? Was in einer Begegnung geschieht, Gefühle, unbewusste Dynamiken, Projektionen, ist schwierig zu fassen. Wie kann ich schreiben, ohne dass solche Momente verloren gehen?

Lohngleichheit – Vereinbarkeit – Zwangsheirat – Frauenhandel – Beruf und Familie – Geschlechterstereotype

Namensrecht – sexuelle Belästigung – Vaterschaftsurlaub – Frauenförderung – Diskriminierung am Arbeitsplatz – Männeremanzipation – Rollenbilder



Stadt Zürich
Fachstelle für Gleichstellung

Bibliothek zur Gleichstellung

Seminararbeit, Vortrag, Zeitschriftenartikel, Präsentation, Diskussionsvorbereitung, persönliches Interesse – weshalb auch immer Sie sich mit Gleichstellungsfragen befassen: In der Bibliothek zur Gleichstellung finden Sie die passende Literatur.

Die Bibliothekarin unterstützt Sie gerne bei Ihrer Recherche.

im Stadthaus Zürich

Stadthausquai 17, 4. Stock, Raum 429
8001 Zürich

Telefon 044 412 48 60, gleichstellung@zuerich.ch
www.stadt-zuerich.ch/gleichstellung

Öffnungszeiten

Dienstag 9:30 – 17:30 Uhr, Donnerstag 13:30 – 17:30 Uhr

Ausleihe

gebührenfrei, 6 Bücher während 4 Wochen

Gender – Koedukation – Pionierinnen – geschlechtergerechte Sprache – Feminismus – Familienpolitik – Häusliche Gewalt – Frauenrechte – Migration

Chancengleichheit – Karriere – Patriarchat – Gleichstellungsgesetz – Berufswahl – Mädchen und Jungen

J: Aber Nadig vermittelt den Eindruck, dass sie sich mit alldem auseinandergesetzt hat und es hat geklappt. Sie hat sich mit sich, mit ihrem Gegenüber auseinandergesetzt, sich durch die Differenzen durchgearbeitet und kann nun erzählen, wie es tatsächlich ist. Und ich denke, es ist eine Denkbewegung des Poststrukturalismus, diese Auseinandersetzung nicht abzuschliessen.

S: Das Nichtabgeschlossene, Widersprüchliche einfach auch stehen lassen zu können, ohne eine definitive Forschungsantwort zu erzwingen, sehe ich völlig ein. Doch ich denke, man muss Nadig auch in der Geschichte sehen. Diese Forschung stammt aus den 1980er Jahren und es handelt sich um eine wissenschaftliche Qualifikationsarbeit, die mit dieser Offenheit nicht durchgekommen wäre. Sich nur schon als Forscherin so ins Zentrum zu stellen, mit ihren Gefühlen und ihrer Beziehung zu den Personen hat damals Mut erfordert. Es ist wahrscheinlich ein Wunder, dass dies überhaupt Platz gefunden hat in diesem wissenschaftlichen Rahmen.

N: Sie war wohl auch in einer ambivalenten Position. Im Gegensatz zu andern hat sie eine wis-

senchaftliche Laufbahn eingeschlagen. Sie und Erdheim beschreiben meiner Meinung nach sehr spannend, mit welchen Widersprüchen sie es, eingebunden in die Institution der Uni, zu tun haben, was es da für Machtstrukturen gibt, und wie sie selber darin verstrickt sind.

S: Hier eine Verknüpfung zu machen mit poststrukturalistischen Ansätzen wäre total spannend. Geht das überhaupt, und wenn ja, wie? Vielleicht könnte sich auch etwas Neues entwickeln.

G: Ich denke ebenfalls, man muss es im zeitlichen Kontext sehen, aber nicht nur. David Signer bezieht sich in seiner Kritik zwar auf ein Standardwerk der EPSA, doch macht er sie auch für die theoretischen Schriften Mario Erdheims geltend, die der EPSA meines Wissens immer noch als Grundlage dienen. Oder wurde der kulturtheoretische Rahmen seither umgeschrieben? Der methodische Zugang ist hingegen extrem spannend. Das ist auch der Teil, der in den neueren Texten Nadigs am stärksten präsent ist.

N: Man spricht viel von Maya Nadig, Mario Erdheim und den Parins. Dass es in Zürich und



andernorts auch viele andere gab und gibt, die EPSA machen, geht manchmal etwas unter.⁴

J: Ich bin vor allem über die Ethnologie auf die EPSA gestossen. Der Rahmen der Erkenntnisgewinnung über eine «Kultur» war damit meist schon gegeben. EPSA ist aber eine Verschränkung der Ethnologie und der PSA. Gab oder gibt es denn EPSA z. B. im Sinne einer Therapie?

N: Es gab zum Beispiel das Ethnologisch-Psychologische Zentrum (EPZ) in Zürich, ein stationäres Betreuungsangebot für Asylsuchende in psychosozialen Krisen, in dem sich gerade auch ethnopsychanalytisch orientierte AnalytikerInnen und EthnologInnen sehr engagierten. Es war der Versuch, einen Raum zu schaffen für jene psychisch belasteten, teilweise schwer traumatisierten Menschen, die sonst kaum fachliche Unterstützung erhalten, und dabei die eigene Arbeit innerhalb schwieriger gesellschaftlich-politischer Rahmenbedingungen auch kritisch zu reflektieren. 2005 wurde es aus Spargründen von der Stadt geschlossen.

S: Es gab in den 1920er Jahren schon verschiedene Versuche, die PSA mit gesellschaftlichen Fragen zu verbinden. Mit dem Nationalsozialismus, als viele PsychoanalytikerInnen emigrieren mussten, wurde eine Tradition abgeschnitten. Die Form, die in den USA dann weitergeführt wurde, konzentrierte sich hauptsächlich auf das Klinische.

N: Es wurde dann auch stark getrennt zwischen Therapie und gesellschaftlichen Fragen.

S: Es gab ja auch immer diesen Kampf um Anerkennung der PSA als Therapieform, um auch mit den Krankenkassen abrechnen zu können, und dabei Versuche, sich der Medizin anzunähern. Gesellschaftliche Zusammenhänge sind rausgefallen, wurden nicht mitgedacht. Die Parins sprechen in diesem Zusammenhang vom «Medicozentrismus» der Psychoanalyse.

G: Die EPSA wurde doch schon auch als Abgren-

zung zu eben diesem therapeutischen Diskurs entwickelt?

N: Für die Parins waren Psychoanalyse, Forschung und politisches Engagement eng verknüpft. Gerade in den 1960/70er Jahren, aber auch später, gab es viele PsychoanalytikerInnen in Zürich, die sich politisch engagierten.

J: Es ist sicher kein Zufall, dass die Forschungsseminare der EPSA an der Uni v.a. in den 80er Jahren stattgefunden haben. Heute gibt es dieses Angebot jedenfalls nicht mehr. Aber evtl. hat das auch allgemein mit der PSA zu tun, die an der Uni nicht mehr viel Platz hat.

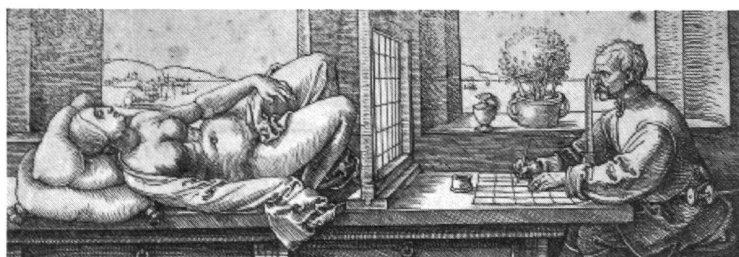
G: Indem Lehrstühle nicht mehr, oder anders, besetzt wurden, sind die PSA sowie die kritische Sozialpsychologie als wissenschaftliche Disziplin doch immer mehr von der Uni verschwunden. Ist dies momentan in Hannover, wo Du, Nicole, ja ein Jahr studiert hast und wo eine psychoanalytisch orientierte Sozialpsychologie bis heute gelehrt wird, nicht auch der Fall?

N: Ja, mit der Streichung von Stellen und Lehrangeboten wird derzeit die politische Sozialpsychologie in Hannover faktisch abgeschafft. Dabei ist das Interesse der Studierenden an einer psychoanalytisch orientierten, gesellschaftskritischen Sozialpsychologie nach wie vor sehr gross.

G: Hinzu kommt, dass der Poststrukturalismus, der auch psychoanalytische Motive aufnimmt, PSA und EPSA als kritische Gesellschaftstheorie etwas überlagert hat. Die EPSA hat diesen Prozess sicher mit angestossen.

N: Was mir an poststrukturalistischen Ansätzen manchmal etwas fehlt, ist die ganz konkrete Begegnung mit den Subjekten. An der EPSA fasziniert mich, wie sie die Begegnung ins Zentrum der wissenschaftlichen Arbeit stellt, die Herausforderung, welche diese Begegnung auch bedeutet. Und wie die Auseinandersetzung mit der eigenen Subjektivität dabei als integraler Bestandteil des Forschungsprozesses gesehen wird.

G: Zugegeben, in den poststrukturalistischen Ansätzen wird die Subjektivität der Forschenden entweder nicht expliziert oder auf einer bewussten, soziostrukturellen Ebene angesiedelt. Wenn man sich in der EPSA auf diese Begegnungen einlässt, müssten die unbewussten Prozesse allerdings Er-



PSA und EPSA wollen auch das Subjekt verstehen

kenntnisse über den Forschungsgegenstand generieren und hätten dann zur Folge, dass sich die Forschungsfrage mitverändert.

N: Es ist in der EPSA zentral, dass man sich davon leiten lässt, was entsteht, und nicht einfach einen festen Fragekatalog im Kopf hat, in dem sich die Subjekte einpassen können. Es geht darum, dass man zuerst einen Raum schafft, der es möglich macht, dass sich unter Umständen auch die Forschungsfrage ändert.

J: Die Forderung, Räume zu schaffen, ist auch ein zentraler Punkt in der feministischen Wissenschaft. Es geht um Räume, in denen Emotionen und Ängste thematisiert werden, eine Auseinandersetzung damit stattfindet und sie aus dem individuellen, persönlichen Erfahrungsbereich herausgeholt und in eine Gesellschaftskritik übersetzt werden.

G: Kann es nicht zu einer Endlosschleife werden und in einen Narzissmus abdriften, wenn diese Fragen zu viel Platz einnehmen?

S: Damit das Ganze nicht in einen blossen Narzissmus abdriftet, ist es wichtig, diese Überlegungen immer wieder gesellschaftlich zu verorten, mit der Frage nach Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu verbinden. Es kann dann teilweise immer noch narzisstisch sein und ich denke, es hat auch in den klassischen EPSA-Texten viel Narzisstisches drin.

N: Ein bisschen Narzissmus ist vielleicht eine Grundbedingung, um überhaupt schreiben zu können.

S: Ja, sich dies zuzutrauen und davon auszugehen, dass andere das von mir Geschriebene auch lesen wollen.

Anmerkungen

¹ Egli, Werner, Vera Saller, David Signer (Hg.): Neuere Entwicklungen der Ethnopsychanalyse. Beiträge einer Tagung im Dezember 2001 in Zürich. Münster 2002.

² Nadig, Maya: Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Subjektivität und Gesellschaft im Alltag von Otomi-Frauen. Frankfurt a. M. 1986.

³ Signer, David: Konstruktionen des Unbewussten. Die Agni in Westafrika aus ethnopsychanalytischer und poststrukturalistischer Sicht. Wien 1994.



Ethnopsychanalyse bei Kaffee und Guetzli

⁴ Bazzi, Danielle ua. (Hg.): Fluchten, Zusammenbrüche, Asyl. Fallstudien aus dem Ethnologisch-Psychologischen Zentrum in Zürich. Zürich 2000.

AutorInnen

Nicole Burgermeister, Sandra Da Rin, Jovita dos Santos Pinto und Graziano Portmann trafen sich an einem Freitagnachmittag, um über Vergangenheit und Zukunft der Ethnopsychanalyse zu diskutieren.

nicole.burgermeister@soziologie.ch, sdarin@bluewin.ch, jo_vita@gmx.ch, grapo@gmx.net

Workshop Psychoanalytisch orientierte Sozialforschung: Sandra Da Rin und Nicole Burgermeister bieten für Interessierte einen Methoden-Workshop an, in dem auch mit Material aus Forschungsprojekten der TeilnehmerInnen gearbeitet werden soll. Voraussichtliches Datum: (Kar-)freitag 22. April, 9-18 Uhr. Information und Anmeldung: nicole.burgermeister@soziologie.ch, sdarin@bluewin.ch